

3

pd



Pariser Erinnerungen eines Balten

N^o 589

Ex. A-17228

50361.

Pariser Erinnerungen eines Balten.

Die folgenden Blätter führen den Leser über die Heimat hinaus in die höhere Gesellschaft der französischen Weltstadt während des Kaiserreiches. Aber sie thun es an der Hand eines Landsmanns, und dieser erweist sich als ein so kundiger und fesselnder Führer auf nicht eben leicht zugänglichen Bahnen, er füllt eine Lücke in dem Bilde vom Leben und Treiben unserer Landsleute im Auslande so willkommen aus, dass es erklärlich erscheinen wird, wie die Redaction nach Kenntnissnahme des für Freunde geschriebenen Manuscripts es sich angelegen sein liess, die Erlaubnis zur Veröffentlichung einiger Bruchstücke sich zu erwirken.

— Im Herbst 1857 wählte ich Paris zu einem längeren Aufenthalt. Ich hatte Paris schon mehrmals besucht, mich an seiner grossen landschaftlichen und architektonischen Schönheit erfreut; ich hatte häufig schon seine Museen und Sammlungen durchwandert, in der Salle carrée stundenlang geweilt, oft vor dem schönsten Werk der griechischen Kunst, der Venus von Milo, gestanden und die neuerworbenen grossartigen assyrischen Bildwerke betrachtet. Ich hatte in den kleinen Theatern herzlich gelacht, die cynische Farce hatte noch nicht das Lustspiel verdrängt, ich hatte im Théâtre français nicht nur die vollendete Kunst des Vortrages der schönen französischen Sprache und ihrer Meisterwerke immer wieder genossen; ich hatte gar oft die Macht der grössten tragischen Künstlerin der Neuzeit in ihrer wundervollen Wirkung an mir und anderen gefühlt. Ich kannte auch das lustige Paris der Fremden und der Lebemänner; ich hatte aber bis dahin keine gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu der französischen Gesellschaft, zu den

i 49034923

Trägern der grossen Politik Frankreichs, zu den bedeutenden Männern der Wissenschaft und Kunst. Es ist gar schwer für einen Fremden, zumal in Frankreich, wirklich tiefer in die Kreise einzudringen, die nicht blos dem allgemeinen gesellschaftlichen Treiben gehören. So hatte ich denn auch im Herbst 1857 eigentlich keine andere Absicht, denn als Fremder in dem Paris zu leben, das jedem freisteht, der einiges Geld auszugeben hat. Ich hatte zwar ein paar Briefe aus Heidelberg mitgebracht, die mich mit einigen Gelehrten in Berührung bringen konnten, es war jedoch der glückliche Zufall, dass ich meine Freunde Lord und Lady Holland in Paris wohletablirt fand, der mir nicht nur für den Winter 1857/58 sondern auch für die Zukunft die interessantesten und angenehmsten Verbindungen in Paris schaffte.

Frühere Beziehungen zu einzelnen Personen des Faubourg St. Germain wurden wieder angeknüpft, ein ziemlich häufiger Besuch des Salons von Thiers, mein Umgang mit den Mohls, wo ich zumal Mitgliedern des Instituts begegnete, gaben mir ausreichende Gelegenheit, die ausgezeichnetste Gesellschaft zu sehen, die sich zu Ende der fünfziger Jahre in der energischsten Opposition gegen das Kaiserreich und dessen geistloses und unmoralisches Thun und Treiben befand. Da ich zu der Zahl der gar wenigen Fremden gehörte, die, wenn sie überhaupt die Gesellschaft besuchten, nicht in die Tuileries eilten, um dort vorgestellt zu werden, um die glänzenden Feste mitzumachen, die der Hof selbst, der Seinepräfect, die Minister u. s. w. veranstalteten, so waren diese wenigen Fremden gern gesehen in jenen Kreisen der Opposition. Diese Kreise waren aber gar klein: die alten Legitimisten hatten manche Verluste erlitten, indem mehr als eine hübsche Frau, mehr als ein strebsamer Mann den Verlockungen des kaiserlichen Hofes, den Schmeicheleien von Kaiser und Kaiserin nicht widerstanden; und dennoch bildete dieser Theil der oppositionellen Kreise die am meisten ins Auge fallende Gruppe. Das Haus des Grafen Pozzo di Borgo, des Neffen des früheren russischen Botschafters, war in Paris das gesellige Centrum dieser Fraction. Die Gräfin Pozzo aus dem Hause Crillon, Tochter des letzten Herzogs dieses Namens, eine schöne, kalte, tugendhafte Frau mit trefflichen Umgangsformen, empfing die legitimistische Gesellschaft nicht nur, sondern auch einen Theil der früheren Orleanisten. In jenen Jahren war mehr als je, sowol früher als später, die Spannung zwischen den beiden

Fractionen gemildert. Thiers verkehrte damals viel im Faubourg St. Germain. Die sogenannten Orleanisten, die gewesenen Anhänger des Julikönigthums, kaum durch irgend ein Princip geschützt, waren vielfach in den Staatsdienst getreten. Von ihren Leitern aber, von den politischen Männern, die eine Rolle unter dem Julikönigthum gespielt, hatte kaum einer den kaiserlichen Herrn anerkannt. Persönlich hatte diese Gruppe am meisten durch die Gewaltmassregeln des Kaisers gelitten. Sie waren in ihren Betten arretirt worden, zum Theil in die Verbannung geschickt. In ihnen mag der Kaiser seine gefährlichsten Gegner gesehen haben; es scheint aber auch, dass ein persönlicher Hass gegen die Familie Orleans und gegen deren Freunde dem Kaiser nicht fremd war, während er sonst niemand zu hassen schien. Eine dritte Gruppe aber, die kaum mit einem Gesamtnamen zu bezeichnen ist, in ihrer politischen Gesinnung meist Anhänger des Julikönigthums, aber doch auch manche Republikaner enthaltend, freisinnige und unabhängige Männer, die der Wissenschaft und Literatur lebten, Aerzte und Advocaten, Juristen und Gelehrte, zumal auch die meisten Protestanten Frankreichs, bildeten diese Gruppe. Hier war auch der energischste Hass gegen Kaiser und Kaiserreich vertreten. Kein Legitimist, kein Staatsmann und Politiker aus der Gruppe der Orleanisten brachte den Grad von Leidenschaftlichkeit und Verachtung dem Kaiserreich entgegen, wie gerade die Vertreter der Wissenschaft.

Es ist keine neue Bemerkung, dass die Zeit des ersten Kaiserreiches und die Periode des Julikönigthums sterile Epochen für die französische Gesellschaft gewesen sind. Die bedeutendsten Männer in Politik und Wissenschaft hatten ihre Jugend entweder vor dem ersten Kaiserreich oder zur Zeit der Restauration gelebt. Während die Tribüne der Deputirtenkammer und des Senats während der Restauration und der Julimonarchie von einem glänzenden Redner verlassen wurde, um einem eben so ausgezeichneten Platz zu machen, thaten sich unter den jüngeren Leuten keine Talente auf, und erst, als in der letzten Periode des Kaiserreiches die alten Politiker der Legitimität und des Julikönigthums wieder in den beratenden Körperschaften erschienen, als die Berryer, Thiers, Laboulaye sprachen, füllten sich die Tribünen und fing man an, an die Macht des Wortes wieder zu glauben. In jenen Kreisen der Opposition, von denen ich oben gesprochen, herrschten nun die Männer vor, deren Jugend in die Restauration gefallen war. Sie waren unstreitig die Elite der französischen Gesellschaft, und als

das Kaiserreich plötzlich verschwand, waren es diese Männer, die das Staatsschiff retteten.

Meine persönlichen Beziehungen zu einigen dieser Männer, manches interessante Wort, das ich gehört und wohl vermerkt habe, die Eindrücke, die diese ganze Gesellschaft mir hinterlassen, denke ich hier zu erzählen. Ich bemerke hierbei, dass, wenn gar vieles sich auf den Winter 1857/58 bezieht, ich hier doch auch die Eindrücke und Erlebnisse mit hinzufüge, die ich in den sechziger und siebenziger Jahren in denselben Kreisen und von denselben Personen in mir aufnahm.

Bevor ich aber zu diesen Erzählungen übergehe, möchte ich noch einen Blick auf jenen Theil der französischen Gesellschaft werfen, der das Kaiserreich bildete, dasselbe bewunderte, ihm diente und zujubelte. Das Gefühl der Unsicherheit, des Unbestimmten, das die Zeit der zweiten Republik unter der Präsidentschaft von Cavaignac und Louis Napoleon kennzeichnet, hatte den materiellen Wohlstand des Landes geschädigt. Besonders war der Werth aller Immobilien, Fabriken herabgesetzt und der kleine Handel und das kleine Gewerbe in ewiger Angst erhalten. Man muss es wirklich selbst beobachtet und es an hundert kleinen und grossen That-sachen erprobt haben, um sich von dem ungeheuren wirthschaftlichen und materiellen Aufschwung in jeder Weise eine Vorstellung zu machen, der nach dem schändlichen Verbrechen des 2. December unter der Proclamirung des Kaiserreiches plötzlich zu Tage trat. Die Miethen stiegen um 100 Procent, jeder kleine Händler fand nach sechs Monaten, dass er sein Vermögen verdoppelte, alles war in fieberhafter Thätigkeit; grosse, zum Theil ausserordentlich geschickt geleitete Finanzoperationen und Actiengesellschaften schienen Capital aus dem Boden zu zaubern. Die Ersparnisse der letzten Jahre des fleissigen französischen Volkes wurden zu nützlichen und thörichten Unternehmungen hervorgehoben, der Kaiser unternahm gewaltige Bauten. Kaum ein Luxuswagen war im Jahre 1850 und 1851 in Paris zu sehen, und hunderte und abermals hunderte der herrlichsten Gespanne belebten die Strassen ein paar Jahre später. Ueberall Vergnügen, Luxus, Pracht; es schien wirklich, als ob jedermann nur zuzugreifen habe. Ausserordentliche Vermögen sind damals erworben und auch viele damals begründet worden. Da alle Valeurs stiegen, schien auch jeder an der Börse zu gewinnen, und immer zahlreicher wurden die Priester dieses Tempels. In diesen Jahren hat sich der «Giftbaum», wie ein preussischer

Minister erst kürzlich die Börse nannte, erst recht entfaltet. Die Menge nicht nur, sondern auch Leute von Bildung, die aber doch nur nach dem Schein zu urtheilen pflegen, hielten das alles für eine Schöpfung des Kaiserreiches, den Kaiser für eine Art von Cagliostro, und alles drängte sich heran, um Theil zu nehmen am Gewinn, am Glanz, an den Freuden des Lebens. Alles wurde käuflich, wenn nur der Kaufpreis gezahlt wurde. Der Einfluss der Frauen war ausserordentlich, dagegen sank das moralische Niveau. Der Kaiser, alternd, erschien nicht weniger genussstüchtig als die Kaiserin, wenn auch beide in verschiedenen Richtungen. Letztere verschmähte nicht politischen Einfluss zu üben, das Gewebe der Intriguen wurde nur desto grösser, und auch das trug dazu bei, den Einfluss der Regierung in immer weitere Kreise zu tragen.

Still und anspruchslos, aber äusserst elegant erschienen die Geselligkeit in den dem Hofe entgegengesetzten Kreisen. Bälle und Routs waren selten. Französische Mädchen brauchen ja nicht gesehen zu werden, um Männer zu bekommen. Die Gewohnheit, die Eheschliessungen durch die Eltern und Verwandten zu bestimmen, sowie die Beendigung der Erziehung der Mädchen in den Klöstern ist eine feststehende Sitte der höheren und mittleren Klassen der Gesellschaft. Nicht sehr zahlreiche, ausgezeichnete Diners, feste Empfangsabende für einen kleinen Kreis intimer Bekannten, das waren die geselligen Mittelpunkte jener oppositionellen Kreise.

Thiers empfing jeden Abend, er war damals ausser jeder politischen Beschäftigung und vor nicht gar langer Zeit aus seiner Verbannung zurückgekehrt; er bewohnte ein nicht sehr grosses, zwischen Hof und Garten gelegenes Haus an der kleinen Place St. George. Das Haus war ausserordentlich gehalten, elegant, aber ohne irgend eine Ostentation, die Empfangsräume im unteren Stock, beinahe zu ebener Erde; im ersten Geschoss hatte er sein grosses Arbeitscabinet reich mit Kunstwerken geschmückt, ein gar schönes Zimmer, das doch nur den Auserwählten gezeigt wurde. Herr Thiers hatte dieses Haus, als er zu Reichthum gelangt und geheiratet hatte, in jenem Stadttheil erbaut, der damals in Gunst stand und ein eleganter Theil von Paris zu werden versprach. Es ist anders gekommen; es bewohnen jenen Stadttheil jetzt doch nur Personen, die den Mittelständen angehören, und ganz besonders die eleganten Frauen, die modernen Aspazien von Paris. Von einer Marienkirche, die der Madonna von Loretto gewidmet ist, hat dieser

ganze Stadttheil den Spitznamen *quartier des Lorettes* und nicht gerade den besten Ruf. Frau Thiers wäre längst lieber in den Stadttheil der Champs-Élysées gezogen, der kleine Mann hielt aber an seinem Hause fest und hat es auch wieder bezogen, nachdem es auf Kosten der Republik wieder aufgebaut war. Die Communards hatten es, wie bekannt, bis auf den Grund zerstören lassen; es wurde ganz genau wieder so errichtet, wie es gewesen. Im grossen Ecksalon des Hauses, dessen Wände und Möbel mit blauer Seide überzogen waren, empfing Madame Thiers jeden Abend. Das Zimmer war ohne Schmuck an Bildern; nur ein sehr schöner, hoher, marmorner Kamin mit trefflichen Sculpturen, Bronzen und ein paar Vasen schmückten den Raum. Frau Thiers, die sehr schön gewesen, ist nie angenehm und liebenswürdig erschienen; schwerfällig in ihrer Conversation, hatte sie in den letzten Jahren, ich meine nach dem deutschen Kriege, die böse Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einzuschlummern. Anders ihre Mutter. Madame Dosne, die Wittve eines äusserst reichen Börsenmaklers, hatte ihrer Tochter ein grosses Vermögen bei deren Verheirathung übergeben und war, nachdem das Hôtel Place St. George gebaut, mit ihrer unverheiratheten Tochter zu ihrem Schwiegersohn ins Haus gezogen. Sie war geistvoll, amüsant, originell, in der Conversation sehr angenehm und soll auf den Schwiegersohn sehr bedeutenden Einfluss geübt haben. Wie dem auch sei, sie hatte jedenfalls eine unabhängige Meinung, die sie auch dem Schwiegersohn gegenüber zu vertheidigen verstand. Fräulein Félicie, die unverheirathete Tochter und Schwägerin, gutmüthig, unbedeutend, geistlos, aber äusserst höflich, machte den Thee und pflegte die Blumen, die immer in grosser Schönheit zu sehen waren. Bevor ich aber vom Hausherrn selbst spreche, muss ich eines Mannes erwähnen, der, ohne zur Familie zu gehören, dennoch ein Glied derselben geworden. Es ist der Jugendfreund von Thiers, der Historiker Mignet; er speiste täglich bei Thiers und war in den Abendstunden immer dort anwesend, der lebenswürdigste, angenehmste Gesellschafter, wie er der uneigennützigste und edelste Charakter war. Er hat Thiers überlebt, obzwar sein Altersgenosse; sechzigjährige Freundschaft hat diese beiden Männer vereinigt. Als Studirende und Landsleute hatten sie sich kennen gelernt, in Aix-en-Savoie, armer Leute Kinder, — Thiers war der Sohn eines kleinen Tischlers in Marseille und ohne Aussichten für das Leben ausser denen, die die eigene Kraft verlieh. Die jungen Studirenden hatten sich das Wort gegeben, nach Paris zu

gehen, sobald irgend Mittel zu solchem Unternehmen vorhanden. Jeder sollte dem anderen helfen, wenn ihm solches gelänge. Mignet war der glücklichere; er erhielt für irgend eine historische Arbeit einen halben *prix Montyon*, d. h. 2000 Fr. und konnte 1000 Fr. seinem Freunde Thiers senden. Sie fanden bald Arbeit bei der Presse und schrieben am selben Tisch, der Eine für den «*Constitutionnel*», der Andere für «*le Courrier de France*», sich auch gelegentlich bekämpfend. Die Freunde haben sich im Laufe des langen Lebens nur selten getrennt. Beide haben Paris nur auf kurze Zeit verlassen; wenn aber in Paris, sich täglich gesehen. Als Thiers einen Hausstand gründete, Minister wurde, über nur gar wenig Zeit verfügen durfte, da war es selbstverständlich, dass der unverheiratete Gelehrte, der über seine Zeit frei disponirte, den viel beschäftigten Freund aufsuchte. Doch wanderte auch Thiers hinüber in die stille Wohnung des Gelehrten, der nie ein anderes Amt angenommen, als das eines *directeur des archives*. Seine Freunde, seine Meinungsgenossen regierten Frankreich zu verschiedenen Malen, haben ihm alle Aemter angeboten, zumal das eines Unterrichtsministers. Der Geschichtsschreiber der Maria Stuart u. s. w. hat nie etwas angenommen, legte aber nach dem 2. December auch den bescheidenen Directorposten nieder, da er dem Staate nicht mehr dienen konnte, den jener Mann beherrschte. Nach dem deutschen Kriege hat er, so viel ich weiss, jenen Posten wieder übernommen. Ich habe jedoch nach dem Kriege und in dem neu aufgebauten Hôtel auf der Place St. George wenig verkehrt. Madame Dosne war gestorben, Mignet war selten im Salon anzutreffen, da er früh nach Hause ging; die Gesellschaft war eine andere geworden, und wenn der Hausherr auch immer interessant geblieben, so war er vom Parteigetriebe doch zu sehr in Anspruch genommen.

Die kleine Gestalt des Herrn Thiers ist zu oft beschrieben und bildlich dargestellt worden, um hier einer Schilderung zu bedürfen. Er war hässlich, sogar lächerlich hässlich, seine lebhaften kleinen Augen waren hinter grossen goldenen Brillen versteckt, um den Mund aber hatte er einen angenehmen, freundlichen Zug. Die letzten Jahre war der kleine Mann recht stark geworden. Schwierig aber und wünschenswerth ist eine Charakteristik des aussergewöhnlichen Mannes, dem viele Fehler nachzuweisen leicht ist und dessen Geist und Talente von niemand geleugnet werden können. Geistige angestrengte Arbeit mit der Feder war ihm ein

Bedürfnis und wol kaum hat er einen Tag ohne solche zugebracht. Er stand immer sehr früh auf und arbeitete den ganzen Morgen hindurch. Welche Kraft und welchen eisernen Willen er für die Arbeit besass, beweist vielleicht am besten, dass der bald 70jährige Mann — er wird solches aber auch später gethan haben — selbst in der Druckerei bis spät in die Nacht, zwölf, ein Uhr, die Abdrücke seiner stundenlangen, am Morgen in der Kammer gehaltenen Rede corrigirte. Ich erinnere mich nicht, in anderer Veranlassung ihn zwischen 9 und 12 Uhr Abends in seinem Salon nicht gefunden zu haben. «*Monsieur Thiers corrige ses épreuves*», habe ich aber mehr als einmal gehört. Thiers war ein äussert angenehmer Gesellschafter. Trotz Arbeit und Ermüdung immer aufgelegt zu plaudern, stets höflich nicht nur, sondern auch verbindlich. Wenn durch eine Antwort unangenehm berührt oder verletzt, rückte er an seiner Brille und seine Stimme wurde etwas scharf; seine Erwiderung war aber immer höflich und gemessen. Er war kein Causeur in dem Sinne, den die französische Sprache diesem Ausdruck beigelegt. Dazu sprach er selbst zu viel, wobei ich nicht gesagt haben will, dass er seine Zuhörer vergass und dass er nicht auf eine Bemerkung, Einwurf, Frage eingegangen sei. Es war aber doch keine Wechselseitigkeit in der Conversation. Hunderte seiner Reden beweisen, mit welcher ausserordentlichen Einfachheit und Klarheit er jeden Gegenstand zu behandeln wusste. So war es auch bei jedem Gespräch, obzwar er sich öfters verleiten liess über Gegenstände zu sprechen, von denen er wenig wusste. Sein Wissen war aber immerhin ein sehr grosses. Nur über fremde Länder und Völker und über manche naturwissenschaftliche Dinge wusste er nicht Bescheid. Und doch habe ich ihn z. B. ganz in seinen letzten Lebensjahren nach einem im Laufe des Tages gemachten Besuch im Observatorium über die schwierigsten astronomischen Fragen mit einer Klarheit und Deutlichkeit sprechen gehört, die erstaunenswerth war. Aus seinen Reden und Schriften ist aber nicht genügend zu ersehen, wie sehr ihm auch der Witz zu Gebote stand. Er erzählte vorzüglich und hatte einen unerschöpflichen Schatz amüsanter und scherzhafter Anekdoten, die gar oft jedem anderen Erzähler Schwierigkeiten gemacht haben würden; ihm stand aber eine solche Fülle von Umkleidungen und Andeutungen zu Gebote, dass er unmöglich erscheinende Geschichten in guter Gesellschaft zum besten geben konnte, ohne zu verletzen. Ich erinnere mich nicht, dass ich ihn hätte eine Geschichte zweimal

erzählen hören, obzwar ich ihn zu gewissen Zeiten sehr viel gesehen und gehört habe. Er hatte auch die echt französische Gewohnheit, intime Bekannte und Häuser täglich zu besuchen. Im Winter 1857/58 war er täglich zwischen 2 und 3 Uhr bei Lady Holland. Ein besonderer niedriger Sessel wurde niemandem einzunehmen erlaubt, weil es hiess: *C'est le fauteuil de Monsieur Thiers*. Welche Geschichten hat er uns hier nicht erzählt, und wie oft die Lachmuskeln erregt! Da er nun auch jeden Tag zwischen 5 und 6 zur Fürstin Menschikow ging und auch ich diese beiden Damen beinahe täglich besuchte, so sah ich ihn zuweilen zweimal am Tage; hie und da, wenn wir zusammen den Salon von Lady Holland verliessen, forderte er mich auch wol auf, mit ihm einen Spaziergang zu machen oder schlug einen solchen für den nächsten Tag vor. Sobald man mit ihm allein war oder Abends in seinem Salon, nahm sein Gespräch gewöhnlich einen anderen Charakter an; er sprach über politische, sociale, finanzielle und ökonomische Gegenstände, die gerade an der Tagesordnung waren, erzählte über Menschen und Dinge aus eigenem Erlebnis. Während einiger zwanzig Jahre, die ich ihn hin und wieder bei der Fürstin Menschikow gesehen, das letzte mal einige Monate vor seinem Tode, hatte er ihr gegenüber immer einen gewissen Ton der Verehrung und Galanterie. Mit ihr habe ich ihn mehr wie mit irgend jemand anders eine wirkliche Conversation führen gehört, obzwar er der Hauptsprecher blieb. Das letzte mal, als ich ihn dort einige Monate vor seinem Tode gesehen, war der bald 80jährige Mann klar, interessant, liebenswürdig, wenn er auch seit der Epoche seiner Präsidentschaft absprechender geworden. Es haben sich in meinem Gedächtnis zwei Gespräche besonders eingeprägt, die ich auf den gemeinsamen Spaziergängen mit ihm gehabt. Das eine mal in Veranlassung irgend einer grossen Affiche über irgend ein grosses Finanzunternehmen kam er auf den Credit zu sprechen und erwähnte des berühmten Law. Eine Frage oder dergleichen genügte, um ihn zu einer stundenlangen Unterhaltung über diesen merkwürdigen Mann und sein System zu veranlassen. Als ich ihm meine Verwunderung aussprach über seine genaue Kenntnis jener interessanten Erscheinung, sagte er mir: *«J'ai fait dans ma jeunesse un livre sur Law, et c'est un de mes meilleurs livres.»* Als ich eingestehen musste, dass ich das Buch nie gesehen, sagte er mir, es sei längst vergriffen und er eben damit beschäftigt, eine neue Auflage drucken zu lassen. Der liebenswürdige Zusatz: *«Je vous enverrai un des premiers*

exemplaires que je recevrai,» war keine Phrase. Ich erhielt einige Wochen später ein Exemplar des interessanten Büchleins, in dem sich der Geber selbst mit seinen hieroglyphischen Buchstaben eingezeichnet hat. Ein anderer Spaziergang und ein anderes Gespräch sind mir in anderer Hinsicht besonders interessant geworden. Ich war ihm zufällig auf dem Boulevard begegnet, es war zur Zeit der zu erwartenden Neuwahlen für die Kammer. Er hatte mich angesprochen und ich begleitete ihn, wobei er sofort in ein lebhaftes Gespräch gerathen. Es nahm mich gar Wunder, dass er statt in die Champs-Élysées oder in eine wenig besuchte Strasse einzulenken, mehrmals dieselben Strassen abschritt, immer denselben Kreis machend. Das Gespräch war auf die Wahlen gekommen, die in einigen Wochen stattfinden sollten. Von Thiers' Candidatur war keine Rede gewesen. Ich warf das Wort hin, dass er doch sich wählen lassen möge; er blieb stehen und sagte: *«Je m'en occupe, cher baron, c'est dans ce quartier même que je veux poser ma candidature.»* Sein gleichsam unbewusstes Herumgehen war mir damit erklärt. Im Laufe des Gespräches und bei meiner freudigen Zustimmung sagte er: *«Oui, cela intéresse les étrangers autant que les Français. Tant qu'il n'y aura pas une discussion générale des affaires, tant que les affaires se traiteront seulement dans le cabinet de l'Empereur, l'Europe ne peut être tranquille, l'Europe ne peut jamais savoir si elle n'aura pas la guerre demain.»* Die *discussions générales* haben aber doch nicht den Krieg von 1870 verhindern können! Wir wandelten noch ein halb Dutzend mal durch dieselben Strassen, und als ich ihn an der Thür meines Clubs verliess, sagte er mir: *«C'est un secret que je vous ai confié, n'en parlez pas, je vous prie.»* Abends fuhr ich nach der Place St. George und glaubte die Damen der Familie voller Freude zu finden über die Wiederaufnahme der politischen Thätigkeit des Mannes und Schwiegersohnes. Ich fand das Gegentheil; Frau und Schwiegermutter waren in grosser Aufregung und suchten ihn von dem Entschluss abzubringen. Beide sagten mir: *«C'est un malheur, ce sera la ruine de la réputation de Monsieur Thiers; il est depuis si longtemps éloigné de toute affaire; à son âge on ne peut pas rentrer dans la vie publique, sa santé en souffrira.»* Und nach dieser Zeit hat er eine welthistorische Rolle gespielt.

Auch aus seinem Salon habe ich die Erinnerung an ein paar interessante Unterredungen und Aussprüche des zukünftigen Präsidenten der französischen Republik. Der 17. Band seines Geschichts-

werkes war erschienen, und ich hatte mit Entrüstung darin die Behauptung der sogenannten natürlichen Grenzen von Frankreich gelegentlich der Friedensunterhandlungen von Chatillon gelesen. Ich wollte das nicht auf mir sitzen lassen und ging zeitig zu Thiers in der Hoffnung, keine Fremden zu finden. Es waren auch wirklich nur Mignet und der beinahe taube d'Haussonville da. Thiers selbst stand an seinem Kamin und sprach mit mehr Erregung als sonst über eine Massregel des Kaisers. Ich nahm mir den Muth ihm zu sagen: *«Vous blâmez la politique de l'Empereur et vous avez donné publiquement l'approbation la plus vive possible à cette politique en parlant des frontières naturelles de la France dans votre 17. volume.»* Thiers wandte sich plötzlich um, zeigte auf Mignet und sagte: *«Demandez à Mignet qui n'a jamais menti de sa vie, si je n'ai pas écrit la dernière ligne du volume avant l'Empire.»* Auf meine Bemerkung, dass mir das eine sehr werthvolle Aufklärung sei, dass aber keiner von den Hunderttausenden von Lesern die vertrauliche Nachricht erhalte, und wenn auch, so bleibe doch immer das Factum stehen, dass er, Thiers, die Politik der natürlichen Grenze jetzt möglicherweise für unrichtig hielte, dass er dieser aber, wenn sie 1814 richtig war, in ihrem Princip zustimme. Er wollte solches nicht wahr haben und behauptete mit grossem Aufwand an Witz und Scharfsinn, aber doch unter grosser Aufregung, dass er nicht gesagt habe, dass solches eine richtige Politik für Frankreich sei, sondern nur, dass der Kaiser Napoleon I. nach seiner ganzen Vergangenheit auf keiner anderen Basis, als auf der der natürlichen Grenzen damals den Frieden schliessen konnte.

Als ich in dem für uns so verhängnisvollen Jahre 1863 eines Abends bei Herrn Thiers erschien, verstummte plötzlich ein lebhaftes Gespräch bei meinem Eintritt in den Salon. Ich suchte beim Theetisch beim Fräulein Dosne meine Gegenwart möglichst unbemerkt zu machen und sann auf einen ehrenvollen Rückzug, als Thiers, sich aufrichtend, mit lauter Stimme sagte: *«Je ne vois pas pourquoi je suis obligé de défendre les mauvaises mesures de mon gouvernement, aussi peu que le baron est obligé de défendre la mesure du recrutement en Pologne»*)*, und nun nahm er die unterbrochene Unterhaltung wieder auf, die die Expedition nach Mexiko zum

*) Es wurde allgemein geglaubt und war vielleicht nicht ganz unrichtig, dass die Massregel der Rekrutenaushebung den Anlass zur polnischen Revolution gegeben.

Thema gehabt. Er schilderte diese Expedition nach allen Richtungen hin; er besprach die falschen Prämissen dieses Unternehmens, er schilderte und illustrierte mit manchen scherzhaften Anekdoten die unglaubliche Unkenntnis der Regierung rücksichtlich der Geographie und Topographie jenes Landstriches, der vorliegenden Verhältnisse und des Charakters des Volkes. Er sagte mit bestimmten Worten die Unmöglichkeit des Erfolges, einen schmachvollen Rückzug, einen Verrath an allen denjenigen Personen, die Frankreich getraut hatten, und den unfehlbaren Ruin der Flotte voraus. Er kannte die Frage nach allen Seiten hin; er hielt uns vielleicht eine Stunde in äusserster Spannung, nur durch kurze Begrüssungen der eintretenden Personen sich unterbrechend.

Ich konnte ein paar Jahre später ihm in voller Wahrheit sagen, dass ich bei der weiteren Entwicklung dieser mexikanischen Angelegenheit an seine hellsehende Voraussage gedacht habe. Nur eines hatte er nicht voraussehen können: den tragischen Tod des Kaisers Maximilian, weil kein denkender Mensch eine Thorheit, die dazu führte, voraussetzen konnte.

Ein scherzhaftes Wort mit tiefem Sinn möchte ich noch erwähnen, das er über einen der russischen Staatsmänner gesagt, die eine Rolle gespielt haben. Nikolai Miljutin brachte einen Winter in Paris zu, zwischen seiner Mitarbeit an der russischen Emancipation und seiner späteren Thätigkeit in Polen. Er beklagte sich mir gegenüber einen Tag, dass er wol alle betressten und bebändernten Diener des Kaiserreichs zu sehen bekäme, dass aber der Botschafter ihm nicht Beziehungen zu den bedeutendsten Männern Frankreichs vermitteln könne, die früher Frankreich regiert oder die durch ihre geistige Grösse hervorragten. Als ich ihn einige Tage später bei Herrn Thiers eingeführt und diesem gesagt, welche bedeutende Rolle der Mann gespielt habe und wol noch spielen dürfte, hat sich Herr Thiers mehrmals eingehend mit ihm unterhalten. Bei meiner nächsten Begegnung mit Thiers sagte dieser, wol unter dem irreführenden Eindruck des sanften zurückhaltenden Wesens, das der äusseren Erscheinung des glühenden Idealisten eigen war, mir mit seinem feinen Lächeln: *«Si vous n'avez pas en Russie des gens plus forts que Monsieur Miljoutine, je plains bien votre pays.»* Vom Fürsten Gortschakow war er sehr eingenommen, auch nach seinem Petersburger *échec* des Jahres 1871.

Einen ganz anderen Charakter hatte der bescheidene Salon der Frau v. Mohl im zweiten Stock jener Rue du Bac, die Frau

von Staël immer bewohnt und als den angenehmsten Ort der Erde bezeichnet hat. Soll sie doch den Bewunderern eines Schweizerbaches gesagt haben: *«Il n'y a qu'un ruisseau qui me plaît, c'est le ruisseau de la rue du Bac.»* — In einem jener alterthümlichen Häuser aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die jener Strasse ihren Charakter geben, hatte der *Secrétaire perpétuel de la Société asiatique* und *membre de l'Institut* Julius von Mohl seine anspruchslöse aber bequeme Wohnung genommen. Seine Wittve bewohnt noch heute dieselbe. Frau von Mohl, eine Engländerin, hatte dem ausgezeichneten Gelehrten genügendes Vermögen mitgebracht, um ein sorgenfreies, behagliches Leben führen zu können. Julius v. Mohl, der zweite der Brüder jener ausgezeichneten Familie, der Staatsrechtslehrer und Bundestagsgesandte war der älteste, war früh nach Paris gekommen und hatte bald durch seine tüchtige Kenntniss der orientalischen Sprachen so grosse Anerkennung gefunden, dass er ins Institut gewählt und nationalisirt worden. Er war aber an Charakter und Gesinnung, sowie im Herzen ein echter Deutscher geblieben, und hatte auch, obzwar er das Französische trefflich schrieb und sprach, einen argen schwäbischen Accent behalten. Mohl sprach wenig, seine kurz hingeworfenen Sätze waren aber immer treffend und charakteristisch. Leidenschaftlich und erregt habe ich ihn nur sprechen gehört, wenn von Kaiser und Kaiserreich die Rede war. Frau v. Mohl war im Gegensatz zu ihm klein, beweglich, lebhaft und gesprächig, voller Geist und stets bemüht, dem kurzsichtigen und an den Augen leidenden Mann behilflich zu sein. Sie war aber auch gutmüthig und wohlwollend und wurde von allen Freunden ihres Mannes ausserordentlich geschätzt. Sie hatte vor ihrer Verheirathung mehrere Jahre bei Madame Récamier zugebracht und aus jener Zeit manche Beziehungen sich erhalten. Sie sah öfters Leute bei sich zu Tisch, beinahe ausnahmslos Herren, 8—10 Personen, und habe auch ich mich oft einer Einladung zu erfreuen gehabt. Mitglieder des Instituts und der Akademie, sowie einige Fremde, zumal Deutsche, bildeten die Tischgesellschaft, die denn auch bis spät Abends gewöhnlich beisammen blieb, in mannichfaltigstem Charakter angenehme Conversation bietend. Hier, wie bei Lady Holland war es denn ein besonderer Reiz, wenn Villemain zugegen war. Der klassische Gelehrte, der ausgezeichnete Schriftsteller, der mehrmalige Minister Louis Philipps, war in seiner äusseren Erscheinung gar wenig sorgsam. Ich habe mich nicht dem Eindruck entziehen können, dass

dieser Mangel an Eleganz und Sauberkeit nicht nur eine Folge des einsamen alten Junggesellenlebens gewesen, sondern dass er auch absichtlich äusserlich in Erinnerung bringen wollte, dass er der Sohn eines armen Bauern sei. Gern sah man ihm aber solches nach, und die eleganten Damen rümpften nicht ihr Näschen, jede mochte gern den ausgezeichneten Causeur in ihrem Salon oder an ihrem Tische haben. Mir ist er als das unerreichte Muster eines solchen erschienen. Lebhaft, immer mit der treffendsten Antwort bei der Hand, passte er seine Conversation den Personen an, die gerade mit ihm plauderten. Es war ein ausserordentliches Vergnügen, eine solche Conversation anzuhören, aber unmöglich, den Zauber derselben zu schildern oder irgend ein Beispiel anzuführen. Schien es doch, als wenn die Leute, die mit ihm plauderten, jedesmal Verstand hätten. — Hier im Salon der Mohls und sonst nirgend bin ich auch dem schon alternden Philosophen Cousin begegnet. Das Alter aber hatte seine Lebhaftigkeit nicht vermindert, er gerieth stets gleich in Feuer, hatte aber in Ton, Sprache und Form eine ausserordentliche Eleganz. Der liebenswürdige Greis liebte Deutschland und die Deutschen, verehrte Hegel und war auch mir gegenüber gar liebenswürdig, als ich mich ihm als Deutschen und Schüler jener Philosophie bekannte.

Mit besonderer Schärfe tritt mir eine merkwürdige Persönlichkeit entgegen, deren Name der nächsten Generation gar leicht fremd werden und schon in der jetzt lebenden nur wenigen bekannt sein dürfte. Er hat nie ein Staatsamt bekleidet, er hat kein Buch geschrieben, er hat keine Reichthümer gesammelt, er ist sein Lebenlang blos ein Advocat geblieben, der nie unwürdige Sachen und Menschen vertreten hat und der ohne irgend welche Familienverbindungen während Jahrzehnte der anerkannte Leiter der legitimistischen Partei gewesen und der unbesoldete, uneigennützig Rathgeber des vertriebenen Königs. Berryer, den ich nur als alten Mann gekannt habe, hatte ein scharf geschnittenes Profil, schwarze, ausdrucksvolle Augen, ein schönes, etwas tiefes Organ. Er sprach in der Gesellschaft nicht viel; da er nicht zu dem intimen Kreise der Hollands gehörte, habe ich nur wenig Gelegenheit gehabt ihn sprechen zu hören. Desto lebhafter ist mir gerade das eine mal in Erinnerung geblieben, wo ich ihn in einer Privatgesellschaft länger sprechen hörte. Die Veranlassung und der Gegenstand sind beide gleich interessant.

An den Thoren einer grösseren Provinzialstadt Frankreichs besass eine wohlhabende, angesehene Dame ein Landhaus mit einem Garten und grösseren Park, welches sie das Jahr über bewohnte. Die Wittwe, Madame Jefusse, hatte eine einzige Tochter, die etwa im zwanzigsten Lebensjahre gestanden haben mag, und galt für eine wohlhabende Frau. Ein junger Mann verkehrte viel im Hause, galt für den Bewerber um die Hand der Tochter, hatte aber zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben. Madame Jefusse hatte ihm das Haus verboten und an der Mittagstafel einmal gesagt: «*Je voudrais qu'il fût mort*» — eine jener wenig wohlwollenden Phrasen über seinen Mitmenschen, wie sie sich wol mancher zu Schulden hat kommen lassen, indem er etwa unter anderem gesagt hat: «Möge den und den der Teufel holen.» Jenes Wort wurde aber für die Madame sehr verhängnisvoll. Ein alter Diener, der lange Jahre in der Familie gedient, hatte gleichzeitig den Auftrag, den kleinen Park zu beaufsichtigen und die etwaigen Hasen und Kaninchen vor Wilddieben zu schützen. Der ganze Besitz war mit einem tiefen Graben und einer niedrigen Mauer umgeben. Einige Tage nach jenem Ausspruch der Madame Jefusse machte der alte Mann Abends seinen gewohnten Gang um die Grenzen des Grundstückes und rief einen Mann an, der im Begriff war, sich über die Mauer zu entfernen. Als dieser, keine Antwort gebend, seine Flucht fortsetzte, gab er Feuer, und sein Schuss hatte nur zu gut getroffen. Der Getödtete war jener junge Mann, der das Haus vielfach besucht hatte. Der unglückliche Ausspruch der Madame Jefusse war wol die Hauptveranlassung, dass der Staatsprocurator den Diener als absichtlichen Mörder und zwar im Auftrage seiner Herrin und diese als die Anstifterin des Mordes vor die Jury brachte. Die Angelegenheit machte grosses Aufsehen. Es stand fest, dass der Getödtete in verletzender Weise über Mutter und Tochter gesprochen hatte. Madame Jefusse hatte gleich behauptet, der Eindrang in den Park über die Mauer wäre nur geschehen, um seinen schmähhichen Redensarten Glauben zu verschaffen und den Ruf der Damen zu schädigen. Wie dem nun auch sei, Berryer, der überhaupt selten in Criminalsachen als Vertheidiger aufgetreten ist und in letzter Zeit wenig mehr öffentlich auftrat, hatte die Vertheidigung der Angeklagten übernommen. Es glückte ihm, eine Freisprechung zu erlangen. Eine Gruppe von Damen arrangirte ihm zu Ehren ein kleines Diner in Paris, um ihm für die Art und Weise zu danken, in welcher er die Frauen charakterisirt und vertheidigt hatte. Auch

mir war eine Einladung zu Theil geworden, und ich hörte den grossen Redner in einer bemerkenswerthen und höchst liebenswürdigen Weise die Stellung der Frauen in der modernen Gesellschaft kennzeichnen, indem er im vorliegenden Fall für sich nur die Ehre in Anspruch nahm, der Verleumdung entgegengetreten zu sein. Auf mich hat dieser Process einen ausserordentlich tiefen Eindruck gemacht. Die ganze Anklage, das ganze Beweisverfahren gegen die Dame war auf Aussagen von Dienern und Mägden, die in dienstlichen Verhältnissen zu der Dame und deren Tochter gestanden hatten, begründet. Der Gedanke verliess mich nicht, dass, wenn die Brocken der Conversation, die die Bedienten aufzufassen im Stande sind, absichtlich zu irgend einem Zwecke gruppirt werden, aus ihnen überall ein Zerrbild zusammzusetzen sei. Zu oft nur kommen Polizei und Gerichte beim Suchen nach den Thätern irgend welcher Verbrechen oder Vergehen auf solche Abwege. Trotz der Freisprechung durch eine Jury, trotz der Vertheidigung durch einen Berryer konnte Madame Jefusse nur in grösster Zurückgezogenheit ihr Leben weiter führen.

Berryer hat ein hohes Alter erreicht; er hat das Kaiserreich fallen gesehen und die dritte Republik erlebt. Er hat in jenen für die Legitimisten so schwierigen Tagen, wo der grösste Erfolg nahe zu liegen schien, den richtigen Weg und das richtige Mass nicht verlassen; ja, was kaum glaublich ist, kein Tadel scheint auf ihn gefallen zu sein, und doch war die Leidenschaftlichkeit und das Zerwürfnis in der Partei nie grösser, als damals. Nachdem die Hoffnungen auf Erfolg geschwunden, ist er vom Leben geschieden, ohne dass sein Geist und sein Charakter irgend welche Trübung erfahren. Die Berichte über seine letzten Tage und seine Bestattung, die eine grossartige und einfache Feier war, sind der französischen Phrase nicht verfallen; ein Zeugnis, wie wenig dieser ausgezeichnete Mann der Phrase zugänglich war.

Dem Bilde dieses strengen Rechtsgelehrten und Legitimisten folge die Erinnerung an einen Mann, der zu den begabtesten Parteigängern der Orleanisten gehörte, eines Opportunisten aber, um mich eines modernen Ausdruckes zu bedienen, im Privatcharakter so ehrenhaft wie jener und irgend jemand. Der Graf d'Obersart war mit der Julirevolution in das öffentliche Leben eingetreten, doch weiss ich von seiner Jugend und Vorgeschichte nichts, und erscheint er mir erst in jener Epoche seines Lebens, auf die er in seinen Erzählungen immer wieder zurückkam. Sein

Eintritt in den Staatsdienst erfolgte, indem ihn Casimir Périer am Tage seiner Ernennung zum Premierminister zu seinem Cabinetschef ernannte. Er erzählte, wie der energische und leidenschaftliche Mann ihm beim Betreten seiner Amtswohnung gesagt habe: *«Je ne sortirai de cette maison que les pieds en avant.»* So ist er denn auch in dem dornenvollen Streben, die Julimonarchie nicht in Demokratie verfallen zu lassen, auf seinem Posten gestorben.

Die interessanten Wechselbeziehungen zwischen dem König, dem es so schwer wurde, die Rolle eines constitutionellen Herrschers zu spielen, und dem selbstbewussten, verantwortlichen Minister verstand d'Obersart lebhaft und anziehend zu schildern. Hatte er doch gar oft und gerade in den kritischsten Momenten Mittheilungen seines Chefs dem Könige zu übermitteln gehabt und dessen Antworten zurück überbringen müssen. Diese Erzählungen haben mir nicht nur die ausserordentlichen Schwierigkeiten der sogenannten parlamentarischen Regierung vorgeführt, sondern auch die Ueberzeugung befestigt, dass ihr doch gar viel Unwahrheit und Schein inne wohne. Die interessanten und indiscreten Memoiren von Greville geben die Belege dieser Ansicht aus der englischen modernen Geschichte.

Als ich den Grafen d'Obersart kennen lernte, war er ein Sechziger; seit 1848 ausserhalb jedes öffentlichen Lebens, ein treuer Freund seinen Freunden und Parteigenossen, ein lebenswürdiger wohlunterrichteter Causeur, ein Mann, der die Genüsse des Lebens und geselligen Umganges sich möglichst zu erhalten gewusst hat. Ihn beherbergte ein kleines wohnliches Haus, das eigentlich nur von einer Person benutzt werden konnte, und er besass hier eine ausgezeichnete Bibliothek und führte eine ausgezeichnete Tafel. Täglich am Morgen immer in seiner Bibliothek beschäftigt, brachte er ein paar Stunden am Vormittage auf dem Club zu, plaudernd und erzählend und jeder politischen, literarischen und socialen Neuigkeit folgend. Abends suchte er bei einigen intimen Freunden und im Umgang mit einer sehr beschränkten Zahl von Damen angenehme Unterhaltung. Nicht gar häufig versammelte er eine kleine Anzahl von Personen um seinen runden Tisch und gehörten diese kleinen Diners zu den Dingen, die damals in Paris besprochen wurden und eine gewisse Berühmtheit hatten. Auch ich habe von Zeit zu Zeit an ihnen theilnehmen dürfen und zähle diese dem Cultus des Gaumens und der Kunst der Tafelfreude in raffinirter und originellster Weise gewidmeten Stunden

zu meinen angenehmen Erinnerungen. Eine geistvolle, gebildete Tafelrunde unterhielt sich so einmal bei Tisch ausschliesslich über die Dinge, die eben zur Tafel gehörten. Ernsthaft wurden alle Vorzüge und die etwaigen Fehler durchgenommen, wobei denn alle Fragen, die die Substanzen selbst betrafen, erörtert wurden, in welcher Landschaft und unter welcher Pflege das beste *gigot de mouton* zu erhalten sei, wo das Geflügel zu beziehen u. s. w. m. Noch gründlicher wurden die Bedingungen und Ergebnisse der in Frankreich so hoch angesehenen Weincultur besprochen, über den Einfluss der Jahre und Jahreszeiten auf dieselben debattirt und die ausgezeichneten Jahrgänge sorgfältig in ihren Vorzügen geschildert und geprüft. Natürlich fehlte der heitere und feine Scherz nicht, der die französischen gesellschaftlichen Vereinigungen kennzeichnet, das Ganze aber wurde mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Ernst betrieben, der mich zu dem Ausspruch veranlasste, die Diners von d'Obersart wären ein Cultus, der an die Mysterien der Griechen erinnere. Ich stehe nicht an es auszusprechen, dass ich mich immer trefflich amüsirte; ich möchte aber zu gleicher Zeit ein gewisses charakteristisches Merkmal der Zeit selbst darin finden. Das Kaiserreich hatte eine grosse Menge der Personen, die durch Geburt, Vermögen, geistige Bedeutung ausgezeichnet waren, von jedem Antheil am öffentlichen Leben ausgeschlossen. In solchen Zeiten haben sich denn immer eigenthümliche sociale Erscheinungen gezeigt, die den so Ausgeschlossenen es ermöglichten, neben dem bürgerlichen und geselligen Leben irgend etwas besonderes zu haben, was die Mussestunden ausfülle und die brachliegenden geistigen und materiellen Mittel beschäftigen könne. In solchen Zeiten, wie im alten Rom nach dem Sturz der Republik, wie bei den Tories, als sie unter den ersten Herrschern aus dem Hause Braunschweig von jeder politischen Thätigkeit ausgeschlossen waren, tritt denn auch das Sammeln von allerlei schönen, merkwürdigen, historischen oder auch nur sonderbaren Dingen mit besonderer Leidenschaft auf. Thiers sammelte mit ausserordentlicher Ausdauer und leidenschaftlichem Vergnügen alte chinesische Bronzen. Wo von einer solchen in Paris zu hören war, scheute er keinen Gang, kein Geld. Er ging mit Personen um, die die gleiche Liebhaberei hatten und um die er sich sonst nicht gekümmert hätte. Cousin sammelte Reliquien aus dem Hôtel Rambouillet, dieser alte Einbände, jener Fächer, von den zahlreichen Liebhabern alter Drucke und Porcellane gar nicht zu reden. Den geselligen

Zusammenkünften einen besonderen Stempel aufzudrücken, gab denn auch die Mittagstafel öfters einen willkommenen Anlass. Hier muss man die schablonenmässige Eleganz der conventionellen diplomatischen und vornehmen Diners gar wol unterscheiden von Zusammenkünften, wie etwa jene bei d'Obersart geschilderten, wo keine Ordensbänder und allerlei gesellschaftliche Vortheile eine Rolle spielen, sondern die Sache an sich Zweck ist. — — —

Aber nicht nur Männer sammelten, auch Frauen hatten oft diese Liebhaberei; doch wandte sich ihr Sammeleifer meist nur den Sachen der Kunst zu. Nicht alte Drucke und Marmorfragmente, desto mehr aber Miniaturen aus dem vorigen Jahrhundert, kirchliche Ornamente, schöne Rahmen und Stoffe zogen die Damen an.

Nirgend habe ich schönere Rahmen gesehen, kaum in den Museen von Florenz und Rom, als in dem grossen Salon einer geistvollen Frau, die, früher selbst sehr schön, ein nach vielen Seiten hin künstlerisches Talent in sich barg. Isabelle Meyendorff war aus altem holländischem Geschlecht, doch in Petersburg geboren, da ihre Mutter eine Russin war. Sie hatte den jüngsten der Brüder aus dem Hause Roop, Baron Alexander Meyendorff, geheiratet; dieser war in dienstlicher Stellung nach Paris gekommen. Frau von Meyendorff hat dann Paris nicht wieder verlassen; auch als der Mann nach Russland zurückkehrte, hat sie getrennt von ihm hier ihr Leben beschlossen. Sie hatte sich in einem Theil des Faubourg St. Germain, der damals noch wenig bewohnt war, auf einem grossen, mit Bäumen schön bestandenen Terrain ein hübsches und gar originelles Haus gebaut; so originell, dass es kaum von einer anderen Person bewohnt werden konnte. Auch soll es jetzt schon dem Abbruch verfallen sein. Nur das eine grosse und besonders eigenthümliche Zimmer will ich beschreiben, da in diesem Raume der erfinderische Geist und die Talente der Hausfrau sich abspiegelten, sie selbst auch meist hier ihre Freunde empfing. Die beiden Langseiten des Saales waren undurchbrochen, ein grosses, bis in die Spitze des gothisch gewölbten Raumes ragendes Fenster erhellte denselben. Diesem Fenster gegenüber war eine Wendeltreppe angebracht, die die Verbindung mit dem oberen Stock und den beiden an den Langseiten hinlaufenden schmalen Gallerien vermittelte. Die kunst- und geschmackvoll angelegte Treppe selbst bot auf verschiedenen Höhen passenden Platz zur Declamation oder zum Vortrag. Die schmalen Gallerien aber gaben Gelegenheit, den Raum, die Kunstsachen, sowie die etwa versammelte

Gesellschaft von verschiedenen Punkten zu betrachten. Oberhalb der Gallerie, auf den Wandflächen unter den Gewölbekappen waren in Chiaroscuro schwebende Gestalten nach alten italienischen Meistern gemalt. In dem unteren Raume aber waren die Wände mit ausgezeichneten Copien der schönsten Werke italienischer und holländischer Kunst, die in den stilvollsten Rahmen des 15. und 16. Jahrhunderts eingebettet waren, geziert. Alle diese Copien waren von der Hand der kunstfertigen Besitzerin in einer Meisterschaft gefertigt, dass sie von mehr als einfachen Dilettanten für Originale angesehen wurden. Frau v. Meyendorff copirte heute einen Raphael und morgen einen Rembrandt in den charakteristischen Tönen der Meister und konnte eben so wahr das eigenthümliche Colorit und die runden Formen, die schönen Kinderköpfe des Greuse darstellen. Der alte Paul de la Roche sagte mir, er habe einen ähnlichen Sinn für Farben nie gefunden. Auf der einen Langseite war ein schöner, in Holz geschnittener Kamin angebracht, den die Hausfrau selbst gezeichnet und unter ihren Augen hatte anfertigen lassen. Stundenlang habe ich in diesem schönen Zimmer immer etwas zu bewundern gehabt. Ich habe aber auch hier die trefflichste Musik vernommen und manche Perle der französischen Literatur von Künstlern und Dilettanten recitiren gehört. Vielleicht war Frau v. Meyendorff auch hierin diejenige, die das Beste leistete. In vollendetem Vortrage konnte sie ganze Reden von Bossuet oder Massillon wiedergeben. Ich habe in diesem schönen Raum, um das Beste zuletzt zu nennen, auch die interessantesten Conversationen genossen. Alle die ausgezeichnetsten Personen der orleanistischen und legitimistischen Partei besuchten das Haus, und die Wirthin verstand es, die Personen so auszuwählen, dass in nicht zu zahlreicher Gesellschaft sich wirklich eine Causerie entwickeln konnte. Geistvolle und schöne Frauen fehlten dabei nicht.

In einem der belebtesten Stadttheile von Paris, in der Rue St. Florentin, liegt ein hübsches kleineres Hôtel, mit seiner schmalen Fronte den letzten Bäumen des Tuileriengartens zugewandt. An dieses Haus knüpfen sich interessante Erinnerungen. Hier hat nicht nur Talleyrand jahrelang im oberen Stock gewohnt und der Kaiser Alexander während seines Aufenthaltes zu Paris seine Wohnung genommen, in jenen Räumen sind die Bedingungen des Pariser Friedens verabredet, und ist derselbe auf dem Schreibtisch unterzeichnet worden. Von dem Rez-de-chaussée dieses Hôtels aus aber hat

eine Frau, die unseren baltischen Landen angehört, ein Menschenalter hindurch Europa mit ihrem Namen erfüllt; die Fürstin Lieven geb. Benckendorff hat durch ihre ausserordentliche sociale und politische Begabung nicht nur eine grosse Rolle gespielt, so lange sie die Frau des russischen Botschafters am Hofe von St. James war, sondern auch als sie in vollkommen unabhängiger Stellung in Paris weilte. Weniger bekannt als der Ruf ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihres politischen Salons ist das ausserordentliche briefstellerische Talent dieser Dame und überhaupt ihre schriftstellerische Begabung.

Ich glaube nicht, dass mehr aus der Feder der Fürstin gedruckt worden als ein Brief an Herrn Guizot, der vor einigen Jahren in der *Revue des deux Mondes* zu lesen war. Tausende von Briefen an die hochgestellten und interessantesten Personen sind aber wohl erhalten, sowie auch mehrere Bände Memoiren. Es giebt gewiss keine reichere Quelle für die politische Geschichte der zwanziger, dreissiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts als jene ausgebreitete Correspondenz und aller Wahrscheinlichkeit nach jene Memoiren; aber neben diesem politischen Werth birgt diese Correspondenz einen Schatz von Gedanken und Geist in ausgezeichnetster Form. Jener oben erwähnte Brief und einige ungedruckte Briefe, die zu lesen ich das Glück gehabt habe, lassen solches als zweifellos erscheinen. So wünschenswerth die Veröffentlichung aus diesem wohlgeborgenen Schatz erscheint, so wenig halte ich sie leider für wahrscheinlich*). Ich habe zwar zu Anfang

*) In Betreff der Memoiren der Fürstin ist mir ein interessanter Zwischenfall bekannt geworden. Bei Ausbruch der Revolution des Jahres 1848 hatte die Fürstin Lieven das Manuscript dem Herzog von Broglie zugestellt zur sicheren Aufbewahrung und, wie mir aus bester Quelle mitgetheilt, mit dem Auftrage, die Memoiren zu veröffentlichen. Die Fürstin Lieven hat, nachdem sie nach den Stürmen der französischen Republik nach Paris zurückgekehrt war, das Manuscript nicht reclamirt, und so befand es sich beim Tode der Fürstin in den Händen des Herzogs von Broglie. Solches war auch den Söhnen der Fürstin bekannt, und sie hielten sich für berechtigt, das Manuscript zurückzufordern. Der Herzog glaubte aber durch Auslieferung des Manuscripts den Intentionen der Verstorbenen zuwider zu handeln und wünschte den Ausspruch einiger ausgezeichneten Freunde derselben, um sich darnach zu richten. Diese zu einem Schieds- und Ehrengericht zusammengetretenen Personen sprachen es aus, dass, da keine schriftliche Willensäusserung der Fürstin vorliege und im Testament mit keinem Worte dieses Manuscripts Erwähnung geschehen, dem Willen und Wunsche der Kinder Rechnung getragen werden müsse. Es ist mir bekannt, dass Herr Guizot Mitglied dieses Schiedsgerichtes gewesen, ich glaube, auch Barantes,

der fünfziger Jahre einige Stunden im Salon der Fürstin Lieven gewellt, habe aber keine charakteristische Erinnerung zu verzeichnen und bin erst später in nähere Beziehung zu dem bedeutenden Manne getreten, der allabendlich in ihrem Salon erschien, sowol als er leitender Minister des französischen Staates, als auch später, wo er von jeder politischen Thätigkeit ausgeschlossen war.

Im J. 1858 habe ich aber oft die oberen Räume dieses historischen Hauses besucht und mir die Erinnerungen an jene Monate des Jahres 1815 vergegenwärtigt, da ich eine Fülle von Details über jene Zeit mir verschaffen konnte. Damals bewohnte das schöne Appartement die verwittwete Herzogin von Istrien, ihr grosser Empfangssalon war seiner Zeit das Cabinet von Talleyrand und des Kaisers Alexander gewesen. Herr Thiers ist einen Morgen mit mir zur Fürstin gegangen, und gestanden wir ihr, dass wir diesmal nicht ihretwegen, sondern um der historischen Erinnerungen willen hingekommen seien; Thiers beschrieb dann, wie er zu beschreiben verstand und wie es zum Theil in seinem Geschichtswerke zu lesen ist, die Zimmereinrichtung und die wechselnden Episoden jener Friedensverhandlungen. Ich hätte wol solches damals aufzeichnen sollen. Für uns hat es denn noch ein besonderes Interesse, wenn wir uns sagen, dass hier unser Kaiser gar oft Frau von Krüdener empfangen, mit ihr sein Seelenheil berathen und gebetet hat.

Es wäre aber undankbar, wollte ich über diese geschichtlichen Erinnerungen der schönen alten Dame vergessen, die damals in liebenswürdigster Weise dort Haus hielt. Die Fürstin von Istrien, ein geborenes Fräulein von Lagrange, ist eines jener französischen Mädchen aus altem Hause, die dem jungen Adel des Kaiserreiches sich vermählten, wie solches von Napoleon besonders begünstigt wurde: die Schwester der Gräfin Laféronnaye und Frédéric Lagrange's. Frédéric Lagrange hat eine grosse Rolle im Sport gespielt, indem er einer der geschicktesten Züchter des Vollblutpferdes in Frankreich und einer der glücklichsten Bewerber auf der Rennbahn gewesen. Er hat als erster es gewagt, ein ausserhalb England gezüchtetes Pferd dort laufen zu lassen und ist als Sieger hervorgegangen. Durch die im Salon ihrer Schwester gewonnene Bekanntschaft der Gräfin Laféronnaye habe ich Gelegenheit gehabt, dem ausgezeichneten Kreise dieser Familie näher zu treten. Die Jugenderinnerungen des Grafen Laféronnaye waren mit der Botschaft seines Vaters in Petersburg verbunden, und gaben

diese gepflegten Erinnerungen vielleicht eine Veranlassung, dass ich in jenem hochkatholischen Hause besonders freundlich aufgenommen wurde. Die genauen Beziehungen des Laféronnayeschen Hauses mit Montalembert, die grosse literarisch-ultramontane Thätigkeit der einen Schwester sind allgemein bekannt, und ich kann das ganze Leben in der Familie als ein ultramontanes bezeichnen und hebe hervor, dass trotz dieser verkehrten Stellung Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und alle gesellschaftlichen Talente, Geist und Witz in der Familie vertreten waren. Es gab kein glücklicheres und angenehmeres Haus in Paris.

Ich habe oben Guizot's erwähnt, sowie dass ich ihn in späteren Jahren öfters gesehen. Eine Nichte der Fürstin Lieven brachte den Winter 1858/59 in tiefer Trauer und Zurückgezogenheit in Paris zu. Einmal wöchentlich kam Guizot zu ihr, um wol in Erinnerung der früheren Verbindung den Abend mit ihr zu verbringen, und war ich gewöhnlich der Dritte am Theetisch, da die Fürstin es mich wissen liess, wenn Guizot sich angemeldet. Die Conversation stockte niemals, da Guizot viel sprach und erzählte; sein Organ war ausserordentlich schön und volltönend und von einer Frische, dass das Wort von Mademoiselle Rachel immer wieder citirt wurde: *«Guizot avec sa voix toujours juvenile.»* Ein Causeur war Guizot keineswegs, es waren eben mehr Monologe. Es war natürlich interessant, den Mann die politischen Zustände beurtheilen und ihn aus seinem früheren Leben erzählen zu hören; es fehlte aber Leichtigkeit und Witz und das *«moi»* spielte eine zu grosse Rolle. Am fesselndsten waren wol seine Erzählungen aus England während seiner Botschaft daselbst. Ich habe seinen Salon auch besucht; er empfing ein oder zweimal wöchentlich, doch waren nur wenig Leute da. Seine lebenswürdige Tochter machte einfach und angenehm die Honneurs, ihr Mann, ein Herr de Witt, aus dem alten holländischen Geschlecht, soll ein Mann von bedeutendem Wissen sein, doch sprach er wenig. Auch Guizot zeigte sich hier viel stiller, als an jenem Theetisch der Fürstin. Nur einmal erinnere ich mich ihn viel und lebhaft sprechen gehört zu haben, da durch einen glücklichen Zufall das Gespräch auf die reformirte Kirche Frankreichs gekommen war. In schönen, beredten Worten schilderte er die grosse Bedeutung, die diese Kirche für Frankreich gehabt und ging auf eine Schilderung des augenblicklichen Zustandes der reformirten Kirche über. Mir war es besonders auffallend, welchen grossen Werth er auf die Organisation, ich möchte

sagen die Verwaltung der Kirche legte und wie er auch hier, wie in seiner ganzen parlamentarischen Thätigkeit, den äusseren Formen und den Majoritäten eine hervorragende Bedeutung zuwies.

In keinem Salon, sondern nur in seinem Hörsaal und in seinem Cabinet habe ich den Rechtsgelehrten Laboulaye gehört und gesehen. Vortrag und Conversation waren von einer ausserordentlichen Klarheit und er von grosser persönlicher Liebenswürdigkeit; seine politische Parteistellung eine äusserst leidenschaftliche. Das Kaiserreich, sein Träger und alles, was ihm anhing, war ihm im höchsten Grade zuwider. Ich habe ihn den charakteristischen Ausspruch machen hören: *«Je pourrais encore accepter la perte de la liberté pour la France et un gouvernement de la plus grande médiocrité, mais je ne puis supporter l'idée de voir la France gouvernée par tout ce qu'il y a de plus méprisable et de plus pervers.»* Trotz seiner leichten und angenehmen Formen, trotz seines hin und wieder auftretenden scharfen Witzes hätte ich in ihm nicht den Autor des *«Paris en Amérique»* vorausgesetzt und war höchlich erstaunt, als ich ihn als den Verfasser des anonym erschienenen merkwürdigen Buches nennen hörte. Im *«Prince Caniche»* hat er dann seinem Hass gegen den Napoleonismus Ausdruck gegeben und ist damit weniger glücklich gewesen.

Noch eines nicht unbedeutenden Bruchtheils der französischen Gesellschaft möchte ich erwähnen, der sich nicht von den Erfolgen des Kaiserthums blenden liess. Es ist der grosse Kreis der Angehörigen der reformirten Kirche Frankreichs. In den hochcivilisirten bürgerlichen Berufsklassen dieses Landes zählt die protestantische Kirche doch eine grosse Zahl Anhänger, und sind diese Kreise ausgezeichnet durch ein hohes Mass moralischer Eigenschaften. Keine zu grosse Zahl von Personen aus diesen Berufsklassen habe ich persönlich gekannt; wo ich aber mit ihnen und ihrem Familienleben in Berührung gekommen bin, habe ich die angenehmsten günstigsten Eindrücke mitgenommen. Nur ausnahmsweise sind gerade in diesen reformirten Kreisen grössere Vermögen zu finden. Auf Erwerb der Lebensstellung angewiesen, gewinnen sie sich solche in der Laufbahn des Gelehrten, des Technikers und ganz besonders im Lehrfach. Jede Familie und jede Schule ist zu beglückwünschen, die aus diesen Elementen Erzieher oder Erzieherinnen erhalten können. — — — — —